

Im Kampfgürtel des Waldes

Der Raum des Kampfgürtels des Waldes, der Zwergsträucher und des alpinen Rasens ist mehr als nur eine interessante Erscheinung. Wir dürfen ihn vor allem als den Höhenstreifen betrachten, der uns nach Schröter „die deutlichsten Reaktionen des Organischen auf allmählich abnehmende ökologische Faktoren“ vermittelt. Gerade darum ist diese Zone alles andere als etwa ein Ruhegebiet. Es spielt sich hier ein stiller, aber zäher und erbarungsloser Kampf der Pflanzenwelt vor allem mit den Naturgewalten ab. Wir können also berechtigt von einem „Kampfgürtel“ sprechen. Zwei Gruppen von elementaren Kräften sind es, die hier der Pflanzenwelt die Existenz erschweren. Einmal die Kraft der Verwitterung, der natürlichen Materialabtragung unter dem Einfluß der Atmosphärien und zweitens die Ungunst des Klimas überhaupt. Gegen diese erschwerenden Umstände muß sich die Vielfalt des organischen Lebens, vor allem Pflanzen, die Ödland zu besiedeln in der Lage sind, zur Wehr setzen. Damit wird die Pflanzenwelt und besonders der Wald zur entscheidenden Gegenkraft, die vor allem der Bodenabtragung entgegenarbeitet.

Ganz besonders gilt dies für die obere Waldregion. Hier ist der Wald vor allem Bodenschutz, doch wird auch seinem Lebensraum nach oben zu, bedingt durch die mit zunehmender Höhe immer ungünstiger werdenden Klimaverhältnisse, eine Grenze gesetzt. Der Höhenstreifen, in dem die Lebensmöglichkeit des Waldes ausklingt, ist der zurzeit vorhandene Kampfgürtel des Waldes. Seine Breite ist äußerst verschieden, kann manchmal nur wenige, oft aber Hunderte von Metern betragen. Auch der Verlauf der Waldgrenze kann durch vielerlei Verhältnisse und Ursachen bedingt sein, die jeweils sehr schwer in ihrer Einzelwirkung erfaßt werden können.

Der Kampfgürtel des Waldes, seine vertikale Ausdehnung und besonders seine Höhenlage und sein Zustand, sind jedoch keineswegs nur naturgegeben. In unseren Landen wird der Kampfgürtel nicht allein von klimatischen Verhältnissen beeinflusst, sondern vor allem von biotischen Faktoren, besonders von der Tätigkeit des Menschen. Es ist historisch erwiesen, daß in den letzten Jahrhunderten die Waldgrenze durch verschiedene menschliche Eingriffe unbewußt und unbeabsichtigt heruntergedrängt wurde. War es früher meist der Bergbau, der durch seinen riesigen Holzbedarf den Wald bis weit hinauf lichtete, so hat seit dem 18. Jahrhundert besonders die unregelmäßige Beweidung das Gefüge der Wald- und Baumgrenze mitbestimmt. Es folgte eine gewisse stetige Verminderung der Bodengüte, weil der Waldschutz wegfiel. Da sich aber Boden- und Pflanzenwelt in enger Wechselwirkung gegenseitig beeinflussen, erlitt damit besonders die Vegetation schwere Einbußen.

Es fehlte dann auch nicht an mahnenden Stimmen, die diese Zusammenhänge erkannten und auf die heraufbeschworenen Gefahren aufmerksam machten. Immer mehr wurde auf die Nachteile hingewiesen, die die übermäßige Nutzung des Waldes und die Waldweide gerade in diesem gefährdeten Gürtel mit sich bringen. In Kärnten hat z. B. schon vor 80 Jahren August v. Scheidlin in dieser Hinsicht durch sein Beispiel viel Förderungsarbeit geleistet. Veranlaßt durch geänderte wirtschaftliche Verhältnisse wurde damit langsam und zuerst unbeachtet eine Abkehr von den früheren Methoden der Wald- und Almnutzung angeregt und eingeleitet. Es ist also vorwiegend wirtschaftlichen Gründen zuzuschreiben, daß sich der Kampfgürtel in den letzten Jahrzehnten vielerorts etwas erholen konnte. In etlichen Fällen läßt sich diese angebahnte Umkehr schon seit den letzten 50 Jahren rückermitteln. Anfangerfolge sind daher schon eingetreten und es besteht heute ohne Zweifel eine Dynamik des Höherrückens der Waldgrenze! Die Zone des Kampfgürtels ist noch befähigt, Wald zu tragen, wenn ihre Wiederbewaldung auch viel schwieriger ist als die seinerzeitige Waldverwüstung. Es zeigt sich, daß auch in Hochlagen bei

einer Einschränkung des Weidebetriebes die Natur sofort mit einem vermehrten Aufkommen des Waldanfluges antwortet. Nun werden im Landesdurchschnitt heute etwa 15% weniger Rinder gesömmert als beispielsweise vor 50 Jahren. Was aber besonders ins Gewicht fällt, ist, daß die Ziegenweide fast ganz aufhörte und daß mangels an Arbeitskräften auch die alljährlichen Schwendarbeiten auf den Almen immer mehr eingeschränkt werden. Das erfreuliche Wiederansteigen der Waldgrenze an vielen Stellen ist wohl hauptsächlich auf diese Gründe zurückzuführen. Nicht zuletzt aber dürfte auch die fachliche Schulung der bäuerlichen Jugend in den letzten Jahrzehnten, die eine zunehmende Waldgesinnung zeitigt, mitgewirkt haben. All dies kommt dem Almwald zustatten.

Allerdings geht diese eingeleitete natürliche Wiederbewaldung im Kampfgürtel nur langsam vor sich. Es obliegt uns daher die Aufgabe, diese Entwicklung, wo immer sie uns auch vom Standpunkt einer ordentlichen Almwirtschaft tragbar erscheint, zu fördern. So betrachtet, mag es heute manchmal richtiger sein, ertragsarme Almflächen, selbst mit einem gewissen Aufwand, wieder in Wald umzuwandeln.

In Hochlagen und gerade im Kampfgürtel haben Wirtschaftsmaßnahmen immer die jeweiligen Relief-, Boden- und Untergrundverhältnisse zu beachten und darauf Rücksicht zu nehmen. Ohne schützende Pflanzendecke wird der Boden rasch abgeschwemmt. Untersuchungen haben gezeigt, daß für Erosionsschäden die Steilheit des Geländes, die Niederschlagsmenge und das geologische Substrat erst in zweiter Linie entscheidend sind. In erster Linie ist es die Dichte und die richtige Artenzusammenstellung der Pflanzendecke. Die in dieser Hinsicht stärkste Schutzwirkung übt natürlich der Wald aus.

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Im Alpenland gibt es praktisch kaum noch eine von Menschenhand unbeeinflusst gebliebene Waldgrenze. Der heutige Kampfgürtel des Waldes liegt daher fast nirgends an seiner ursprünglichen naturbedingten Stelle, sondern durchwegs weiter unten. Seit einigen Jahrzehnten, besonders seit dem letzten, ist jedoch vielerorts wieder eine Umkehr und damit eine Besserung dieser Entwicklung eingetreten. Auch die wirtschaftlichen Verhältnisse bedingen heute mehr denn je eine Förderung des Waldes. Ein Höherrücken der oberen Waldgrenze kommt darum allen unseren Siedlungen und Fluren, ja unserer gesamten Landeswohlfahrt zugute.

Bürgermeister Reinhold Huber, Sarnitz (Kärnten):

Der Gebirgsbauer und sein Wald

Wenn ich zum Thema „Der Gebirgsbauer und sein Wald“ Stellung nehme, so erwarten Sie, bitte, keine wissenschaftliche Abhandlung, sondern eine rein praktische Darstellung der Dinge, wie sie ein Bergbauer sieht und selbst erlebt.

Zunächst sei einmal festgestellt, daß man die Bergbauernwirtschaft immer als eine geschlossene Einheit betrachten muß. Man kann nicht einen Betriebszweig allein behandeln, sondern hier greift alles so eng ineinander, daß man immer nur von der Gesamtheit der Wirtschaft ausgehen kann, um die Bedeutung, bzw. die Behandlung und die sich daraus ergebenden Momente des einzelnen Betriebszweiges in ein wahrheitsgetreues Licht stellen zu können.

Wenn ich die Frage stelle: „Was bedeutet für den Gebirgsbauer der Wald?“, so müßte die Antwort kurz und bündig lauten: „Seine Existenz“. Vieh und Holz oder Wiese und Wald sind von jeher die beiden Haupterwerbszweige einer Gebirgsbauernwirtschaft. Es wäre sehr schwer zu sagen, welcher Teil die größere Bedeutung hat. Aus der Viehwirtschaft muß der Gebirgsbauer seine laufenden Ausgaben bestreiten, aus der Holzwirtschaft die außerordentlichen, wie größere Investitionen und besonders die Übergabe des Hofes zur Abfindung der weichenden Geschwister.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Land \(vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz\)](#)

Jahr/Year: 1955

Band/Volume: [1955_7-10](#)

Autor(en)/Author(s): Albl Albin

Artikel/Article: [Im Kampfgürtel des Waldes. 131-132](#)